

Erinnerungen eines Landpfarrers

Teil 1: Student in Tübingen

Immanuel Fischer

Gustav Immanuel Fischer ist am 19. Mai 1888 als erstes Kind des Lehrers Gustav Fischer und seiner Ehefrau Emilie geb. Vögele in Münchingen geboren worden. Beide Eltern stammten aus Bauernhäusern, der Vater aus Gündelbach, die Mutter aus Ötisheim. Seine Schulzeit verbrachte er in Schorn-dorf, wo er die Lateinschule besuchte. Nach dem Landexamen im Jahre 1902 besuchte er bis 1906 die theologischen Seminare in Schöntal und Urach. Danach wurde er Stiftler und Student der evangelischen Theologie in Tübingen.

Nach dem theologischen Examen 1911 wurde Immanuel Fischer Pfarrvikar der deutsch-evangelischen Pfarrgemeinde in Banja-Luka und in Bifac in Bosnien. Dort lernte er auch seine spätere Frau Marta Schlör, Religionslehrerin aus Esslingen, kennen, die er 1918 heiratete. Ab Januar 1914 hatte er «unständige Dienststellen», zuletzt war er Stadtvikar in Reutlingen. Während des Ersten Weltkriegs war er Soldat, wurde dreimal verwundet und 1919 als Oberleutnant entlassen. Bis 1927 war er Pfarrer in Hausen an der Lauchert. Dort sind seine Tochter Inge und sein Sohn Richard geboren. Danach zweiter Stadtpfarrer in Murrhardt. 1935–39 Pfarrer der evangelischen Gesellschaft in Stuttgart und Geschäftsführer der Inneren Mission in Württemberg. Während des Zweiten Weltkrieges war er wieder Soldat, zuerst in Ludwigsburg, dann an der Ostfront und in Kroatien. 1944 wurde das Stuttgarter Heim durch einen Bombenangriff zerstört, der einzige Sohn fiel in Estland. Im August 1945 wurde er als Major aus englischer Gefangenschaft entlassen. Von 1947 bis 1957 war er Pfarrer in Möglingen. Am 29. Dezember 1962 starb Immanuel Fischer im Ruhestand in Althütte. Er hat handschriftliche Erinnerungen hinterlassen, aus denen seine Enkelin Eva Christina Zeller einige zusammenhängende Passagen herausgeholt hat. In diesem Heft und in den folgenden Ausgaben veröffentlichen wir in der Schwäbischen Heimat einige Kapitel. *Aufgeschrieben am 15. Januar 1942, als mein Kommandant in Urlaub fuhr*, steht unter der Überschrift.

Die Kiblerei in der Burgsteige 14

Nach drei Jahren Stift 1906–09 war ich des Wohnens im Evangelisch-Theologischen Stift zu Tübingen satt. Im ersten Tübinger Jahr 1906/7 war ich als Einjährig-Freiwilliger durch das Stiftstor einmarschiert, nachdem ich der Vorschrift entsprechend beim

Stiftsaufseher Reuter, genannt «Scheißhäusler» – er saß im Erdstock des gleichnamigen Gebäudes –, meinen Namen durchs Fenster gerufen hatte und mit einem Anwesenheitsstrich in der Stiftlerliste versehen wurde. Ich konnte also nicht mehr wegen «Abnokiens» (Ausbleiben über Nacht) belangt werden. Ich hatte im Stift auf Stube Jerusalem ein Doppelkav bewohnt, im Stift gegessen und im «Ochsenstall» unter dem Dach (es gab auch einen «Saustall») mit anderen Stiftssoldaten geschlafen: fest und traumlos, meistens zu kurz. Also nach drei Jahren zog ich mit Genehmigung des Herrn Ephorus aus dem Stiftsgebäude. Die Genehmigung wurde auf Grund einer «Schäde», vielleicht von griechisch: Gesuch, Blatt, Bittschrift, erteilt. Es wurde nicht gerügt, wenn man als Grund für die Auswanderung in eine «Stadtbude» angab, so wie auch ich: *um mich dem Studium der Theologie mehr widmen zu können*. Die Schäde wurde asso (= also, Anknüpfungswort von Ephorus Buder) genehmigt.

Pfarrer Immanuel Fischer als Ruheständler in Althütte, 1961/62.



In der Burgsteige 14 unter dem Schloßtor mit seinen Hakenschützen wohnte der Schuhmachermeister Kibler mit zwei altledigen Töchtern. Er selber war schon Siebziger, die Töchter wohl auch im kanonischen Alter, also gefeit und ungefährlich. Die ältere Schwester war Kindergärtnerin und hatte ihren Kindergarten im Runden Turm des Schlosses. Man sah die Tante mit der Brille selten. Um so mehr sah und hörte man Fräulein Kibler, genauer Fräulein Marie Kibler. Sie führte das Regiment im rebenumrankten Häuschen in der Burgsteige. Man stieg von der Steige einige Treppen hinab, kam in einen engen Gang, geschmückt mit farbenprächtigen, schillernen Riesenschmetterlingen und anderem exotischen Getier zwischen altväterischen Kästen – ein Sohn war Schmetterlingsjäger in der Südsee und weit gereist. Rechts vom Eingang zwei Stübchen: Wohn- und Schlafzimmer der Familie, studentisch

ausgedrückt: des Philisteriums. Hinten hinaus in einem dunklen Winkel lag die Schuhmacherwerkstatt.

Schuhmacher Kibler: «Die Herre schafftet nix ond versaufet ihrer Väter Geld»

Ich habe den Alten mit seinem Patriarchenbart nur selten schustern hören. Und wenn er es einmal tat, dann hatte er ohne Zweifel, wie andere seines Berufs auch, den Eindrücken von innen und außen nachgehängt und nachgegeben. Kam es zum Beispiel an schönen Sommertagen nicht allzu selten vor, daß die Roigels auf der Schloßmauer saßen, Studentenlieder sangen und immer wieder einen letzten Becher leerten – der König von Thule war ihr Leiblied und seine Endstrophe *trank nie einen Tropfen mehr* war wehmutsvoll gesungenes, nie gehaltenes Gelübde –, wenn also so brausende Jugendlust sich hören ließ, dann warf unser Schuhmachermeister Kibler seinen Schusterhammer in die Ecke und den Stiefel dazu, setzte seinen breitrandigen Hut auf und eilte auch zum Schoppen mit dem Ruf: *Die Herre schafftet nix ond versaufet ihrer Väter Geld – i schaff au nix mei*. Alle beschwichtigenden und beschwörenden Rufe des Fräulein Marie halfen nichts mehr, die moralische Entrüstung konnte nur im Alkohol ersäuft werden. Nie aber habe ich unseren biederen Schuhmachermeister betrunken gesehen, damit unterschied er sich vorteilhaft von seinen Nachbarn auf der Schloßmauer, die manchmal die Burgsteige «herunterroigelten».

In unserer Burgsteige 14 wohnten mindestens ein halbes Dutzend Studenten, – Studenten gab es damals etwa 2000 in der Alma mater Tubingensis. Studentinnen konnte man an den zehn Fingern zählen, auch waren sie meistens älter und weniger begehrenswert, dagegen um so strebsamer und fleißiger. Wir hatten zu unserer Zeit 1909–11 die Kiblerei fast ganz mit Bundesbrüdern (Luginsländern) besetzt und so eine Verbindung im kleinen. Wir hausten in mehr oder weniger hellen Buden mit Blick auf die Burgsteige, Neckarland oder hinten hinaus auf die Haaggasse und Ammerland. Ich wohnte hinten hinaus im ersten Stock; man stieg eine enge Treppe hinauf, kam vor eine bescheidene Tür, daran stand: Immanuel Fischer, stud. theol. mit Verbindungszirkel, später wurde aus dem stud. ein cand. Das schönste am Zimmer war die Aussicht, allerdings



Teil des Evangelisch-Theologischen Stifts in Tübingen; linker Hand ist der Eingang zu denken, den der Student Fischer 1906 zum ersten Mal durchschritt.



Tübingen, Seelhausgasse 9, am 30. Oktober 1901, beim Weingärtner Schmid wird der Neue ausgesetzt.

ohne Sonne. Unter meinem Blick ein Blechdach mit Eingang in eine Bühne, Kinderwindeln zum Trocknen hängte täglich Frau Flaschnermeister Pflück auf. Die Staren im Starenkasten machten Musik dazu. Durch einen Spalt zwischen der Häuserreihe sah ich den Ausschnitt der Haagasse mit der Wirtschaft Ratsstube. Aber nach oben sah man blauen Himmel, die Häuser am Steinenberg bis zu seinem Gipfelwald, und wenn man sich zum Fenster hinausbeugte, eröffnete sich der Blick ins Ammertal – also Glückes genug.

Möbel von Auktionen,
die Bude von Spirituslampe erhellt

Die Zimmereinrichtung war «genormt», den Möbelstücken insgesamt nach: Tisch, zwei Stühle, Stehpult, Kommode, Kasten, Bett. Mein Bett stand keusch verdeckt hinter einem Vorhang im Alkoven, also eine Art Kastenbett, wo man sich wegen der nahen schiefen Wand über dem Haupt ruhig verhalten mußte. Ein Nachttischchen mit dem Gefäß der Nacht war auch da; letzteres wurde wohl nur in großer Not, die bei Seekrankheit entsteht, zu Hilfe genommen. Eine solche innere Anfechtung kam auch gelegentlich bei den frommen Luginländern vor, deren Ruf vielfach besser war als ihr Leben, umgekehrt wie bei den Roigels.

An der Wand, dem verhängten Bett gegenüber, stand ein Sofa, ein altehrwürdiges, vielgeschundenes Möbel. Ein Bücherständer war auch noch vorhanden, auf dem teils Wissenschaft, teils Kaffeetasen, Spirituskocher, Häfen und Teller sich ausbreiteten. Das Waschbecken auf einem wackeligen, eisernen Dreibein hinter dem Bettvorhang sei nicht vergessen. Die Möbel zeigten die verschiedensten Stilarten und waren wohl meistens auf Auktionen oder aus Nachlässen zusammengekauft. Auf dem Tisch brannte bei Nacht eine Erdöllampe, später brachte ich es zu einer Spirituslampe mit Strümpfchen, das oft genug wegen unsanfter Behandlung in Asche zerfiel. An der Wand billige Bilder, aus der damals beliebten «Jugend» ausgeschnitten und mit Reißnägeln angeheftet, auch einige gerahmte Jugendköpfe, entweder das «Gretchen» mit blonden Zöpfen um den Kopf und Backenrot oder die «Sehnsucht», schwarzes, gescheiteltes Haar mit Ohrenschnecken, manchmal auch das «Mädchen im Unterrock am Fenster», ich glaube von Schwind, sonst poetischer «Morgensonne» genannt. Oder die «Melancholie», eine neuzeitliche Mona Lisa. Ich hatte mir in einer beschwingten Stunde den feinen «Kreuzritters Abschied» (Radierung von Vogeler – Worpsswede) beigelegt; ein Bundesbruder in Geldnöten bot die Radierung gerahmt mir an. Seither hat dieses Bild mich auf meiner Erdenwanderung be-

gleitet, in die Vikarsbuden, nach Bosnien, in meine sonstigen Studierstuben und Adjutantenzimmer, auch heute abend sehe ich es vor mir – ich kann mich daran nicht sattsehen.

Da wir Luginsländer eine «schwarze» Verbindung waren und keine Mützen und Bänder trugen, fielen diese sonst beliebten und geistlosen Wandbehänge wie auch Schläger und Säbel weg. Wir bestritten wie gesagt unseren nicht unkünstlerischen Wandschmuck aus «Jugendprobekbänden» um 1 Mark. Nur mit dem Pfeifensystem an der Wand konnte man studentische Embleme guten Gewissens beziehen, falls man nicht abgebrüht genug war, seine Tanzkärtchen, Kotillonorden und -bänder, vielsagende Blumen aus zarter Hand zur Schau zu stellen. So etwa sahen die Luginsländer Buden in der Kiblei aus, alle in dieser Art möbliert und nach der persönlichen Eigenart gestaltet. Manche hatten auch Blumen in Töpfen, zum mindesten einen Efeustock, der die Pfeifen «begrünte», andere hatten einen lebendigen Vogel.

Fräulein Marie Kibler zügelte
den studentischen Übermut der Luginsländer

Man kann nicht sagen, daß wir immer studiosi gewesen sind, aber Studenten waren wir. Das spürte namentlich Fräulein Kibler, und sie hielt unseren studentischen Sturm und Drang im Zügel. Wir ha-

ben es ihr nicht gerade leichtgemacht, sie uns auch nicht immer. Abgesehen von mancher Großzügigkeit im Putzen, Abstauben, Bedienen – sie bemutterte uns. Wir ließen es gerne geschehen, denn sie war eine gute Seele, gesprächig, etwas derb und neugierig, aber für unser seelisches Gleichgewicht besorgt. Auch der Hinweis auf unsere Eltern und späteren Beruf wurde gelegentlich nachdrücklich angebracht. Zwei Jahre lebte ich in der Kiblei, vier Semester. Ich machte dort meine erste Predigt, schuftete mit Freund Ernst Lang aufs erste theologische Examen, hielt meine Examenspredigt an die Bilder an der Wand. Ich erlebte in nächtlichen, miternächtlichen Gesprächen und Aussprachen Lust und Leid der ersten Liebe mit meinem Freund und seiner Hedwig – meine eigene Jugendliebe verschloß ich tief innen und auf den Blättern eines gelegentlich geführten Tagebuchs, in Kneipgedichten tarnte ich sie unter frivoler Abgebrühtheit.

Gelegentlich traf man im Zimmer Spuren seiner Vorbewohner: Namen und Verbindungszirkel im Fenster eingeritzt, oder aber anerkennende, beziehungsweise ablehnende Beurteilungen aus dem Mund von Fräulein Kibler. Wenn sie morgens den Frühstückskaffee brachte, hielt sie gern ein Plauderstündchen mit Andeutung der Tagesereignisse und sonstiger, auch weiblicher Skandale. Der Kaffee, den sie servierte, war eine gute Vorübung für gesundheitliche Ernährung: *ächt Heinrich Frank Söhne.*



Tübingen, Am Kleinen Ämmerle im Jahr 1900.

Die Wecken waren frisch und mundeten auf jeden Fall. Meistens hatte man zum gemütlichen Frühstück wenig Zeit, außer sonntags, wenn man die Kirche schwänzte oder um acht Uhr die Schloßkirche mit aner kennenswerten Kurzpredigten der theologischen Kandidaten besuchte. Dann konnte man schon um halb neun Uhr wieder daheim sein und das Frühstück in Ruhe genießen, meistens mit einem oder zwei Bundesbrüdern, wobei Verteilung der Lasten – jeder stiftete etwas – sich ergab. Unsere eigenen «Bundesbrüder- und Damenkaffees» waren echte Bohnen mit russischen Brezeln vom Bäcker Hornberger am Faulen Eck oder mit Butter gestrichenen Laugenbrezeln, die an einer Schnur aufgereiht über den Häuptern griffbereit waren. Ach, was haben wir gemütliche Kaffees gehalten nach dem Ständerling an der Stiftskirche, wo man sich einladen ließ. Es ging meistens auf Gegenseitigkeit – nach dem Grundsatz *do ut des*. Egoistischen Bundesbrüdern, die gerne Kaffee tranken ohne andere zu tränken, half man nach, indem man sich ohne Einladung einlud, das heißt man erschien und brachte Brezeln oder Zigarren mit, und der Bundesbruder mußte dann wohl oder übel den Kaffee machen. Diese Kunst lernte allmählich auch der geistige Bundesbruder, heute Intelligenzbestie genannt. Es kam freilich vor, daß solche Geistesgrößen die Kaffeebohnen nicht in der Kaffeemühle mahlen, sondern ganz mit kaltem Wasser ansetzten und auf dem Spirituskocher zu Kaffee sieden wollten. Oder daß sie die Kaffeebohnen in der Kaffeemühle unten in die Schublade taten und erstaunt waren, wenn sie ohne Ende drehten und nichts Gemahltes herausfiel. Aber nur einmal kam solches vor, der Spott und die Aufzieherei waren wirksame Be lehrungsmittel.

«Die holde Weiblichkeit –
war ein seltenes Schmuck- und Schaustück»

Wir hatten auch Damenkaffees auf unserer Kiblerei; auch für Fräulein Kibler immer interessant. Da kamen Bundesschwestern, unmittelbar vom Land, schüchtern und züchtig, allmählich auftauend, da kamen Basen, die es waren und die man so vorstellte, Tanten, Mütter und Tanzmütter, Backfische, Ehefähige und solche von der Torschlußpanik Angekränkelte, die man an irgendeinen harmlosen Fuxen als Tischnachbarn zur Unterhaltung abschob. Solche Kaffees dauerten oft lange, endeten oft mit einem Mondscheinspaziergang oder Alleinbummel, mit einer Stocherfahrt im Verbindungskahn auf dem Neckar: Man konnte so schwer ein Ende finden – alle Lust will Ewigkeit.



Der Theologiestudent Immanuel Fischer, der als «Einjährig-Freiwilliger» seinen Militärdienst ableistet.

Im Grund war es harmlose Jugendschwärmerei, nur gelegentlich sollte diese Jugendschwärmerei ernsthafter werden und aus der Kahnfahrt auf dem Neckar eine gemeinsame Lebensfahrt mit Ehehafen werden. So habe auch ich geschwärmt und meine Jugend- und Studentenliebe gehabt, zu meiner Schande sei es gestanden: Es war nicht bloß die eine. Aber die meinem Herzen am nächsten stand und noch heute in der Erinnerung dieser Tage weiterlebt, hat ein schweres Leben durchkämpfen und durchleiden müssen, und wir haben uns nie gesagt, wie wir zueinander stehen. Vielleicht mag damit erklärt sein, daß diese Jugendliebe wirklich die «einzig» im tiefsten Grund geblieben ist, weil sie unerfüllt blieb. Alle Erfüllung auf Erden ist Überschreiten des Gipfels und ein Hinab in die Niederungen. Unser Fräulein Kibler hatte bald heraus, welches weibliche Wesen einem ihrer Studenten nahestand. War es eine Tübingerin, so hielt sie gewiß nicht mit ihrem Urteil zurück und wußte Gutes und Böses zu sagen. So hat sie uns kindliche Seelen zu betreuen gesucht, meistens ohne Erfolg auf diesem Gebiet, denn wir ahnten so etwas vom ewigen Altledigenneid, auf dessen untersten Stufen unser Fräulein Marie stand. Die holde Weiblichkeit in unserem Studentenleben war ein seltenes Schmuck- und Schau-

stück. Für gewöhnlich lebten wir als Zölibatäer, nur im Anblick von Fräulein Kibler, die wohl eine gewandte Zunge hatte und ein gutes Urteil, aber sonst wenig weibliche Reize, mehr Mütterlichkeit und Tantenhaftigkeit uns gegenüber. Gelegentlich konnte sie auch zur keifenden Xanthippe werden, so wenn Freund Lang, genannt Gabriel, mit seiner Feldweibelstimme sich vernehmen ließ, die Stiefel zum Putzen die Treppe hinunterwarf oder in seiner Liebe zur Pferdewelt – er war ein ausgezeichnete Reiter, zeitweise mehr im Reitstall als im Kolleg – immer mehr «verpferdete» und mächtig zu wiehern anfang wie ein Streitroß. Oder wenn wir Bundesbrüder auf dem Juhe der Burgsteige 14 bis tief in die Nacht sangen und zechten und die Sterne vom Himmel herunterholten. Dann konnte Fräulein Kibler am Tag drauf uns eine scharfe Levitika halten und zwar abgestuft nach unserem Platz in ihrem Herzen, das heißt: *Von mir hätte sie das nicht gedacht und erwartet, vom Herrn K., dem frommen David, am allerwenigsten, vom weniger gut angeschriebenen Herrn L., trotz des Dekanvaters, aber als Rädelsführer leider vorausgesehen, und der Herr M. und H. – die hätten eben auch mit den Wölfen heulen müssen.* Aber im Grund hatte sie alle ins Herz sich geschrieben, schon weil wir Luginsländer waren, keine Schulden machten, ein alkoholisches Zuviel still ins Bett trugen und zuletzt den Ernst des Studiums – wir waren fast alle Theologen – nicht ganz vergaßen und in den Wind schlugen.

Wanderungen und Vorbereitungen aufs Examen

So habe ich auch in der Burgsteige 14 auf die erste theologische Prüfung mich vorbereitet, zusammen mit Freund Lang. Zu zweit blieb man eher beim Geschäft. Dazwischen haben wir unsere «Spüze» wie in der Burschenzeit gemacht: auf die Albberge, Lichtenstein, Salmendinger Kapelle, Roßberg, nach Niedernau, wo der Himmel blau und die Maibowle lockte; wir haben geritten, geschwärmt und geschantzt, den «Alten gefangen» oder wenigstens zu fangen versucht. Fräulein Kibler begleitete uns mit Wünschen, Hoffnungen und Mutterliebe. Wir waren bei ihr daheim, sonst wären wir nicht vier Semester bis zum Ende geblieben, denn als Student nimmt man einen Umzug nicht schwer. Sie saß auch in unseren Schloßpredigten, hat sich erbaut, vielleicht auch im Stillen gelächelt, wenn auf der Kanzel, im schwarzen Kirchenrock so bescheiden und schüchtern, der sonst so laute, selbstsichere Hausbewohner seine geistliche Rede losließ, immer in Sorge steckenzubleiben und nach dem Predigtmanuskript «stechen» zu müssen. Später habe ich

Fräulein Kibler noch manchmal aufgesucht: andere Gesichter, sogar weibliche, gingen als studiosi aller Fakultäten im Haus Kibler ein und aus; wir waren ihr so ein wenig «die gute alte Zeit».

Am 6. 1. 1942 lese ich in der «Württembergische Zeitung»: *Tübingen: im Alter von 74 Jahren ist Fräulein Marie Kibler, Burgsteige, die ihr Leben lang Generationen von Studierenden aller Fächer betreute und bemutterte, nun ihrem vor 5 Jahren gestorbenen, fast 100 Jahre alt gewordenen Vater, dem ältesten Schuhmachermeister Deutschlands, der ein Alter von 98 Jahren erreichte, im Tod nachgefolgt. Unzählige alte Tübinger Studenten im Lande und in deutschen Gauen werden diese Kunde in stiller Wehmut vernehmen.*

Blick auf den Tübinger Marktplatz mit dem Neptunsbrunnen im Vordergrund.

